das goethe

Ausgabe 2/2019

WEBFEHLER

Geschichten aus der digitalen Welt

Datensammler
Wir sind alle Teil eines globalen Geschäftsmodells

Kolonialismus
Der „Norden“ hat im Netz das Sagen

Widerstand
Russlands Netzaktivisten suchen letzte Freiräume

GOETHE INSTITUT
Sprache. Kultur. Deutschland.

IS IT A BOX?

Am zentralen Tahrir-Platz in Kairo brachten sich 2012 während der Proteste gegen den damaligen Präsidenten Mohammed Mursi Fernsehteams in Stellung und sendeten mit diesem Satelliten-Uplink ihre Liveübertragungen. Ein temporärer Teil des Internets.

In dieser Ausgabe zeigen wir Ihnen Fotos des Hamburger Fotografen HEINRICH HOLTGREVE. Zu seiner Serie „is it a box? – Das Internet als Ort" schreibt er: „Im summer of '69 ursprünglich aus militärischen Interessen entwickelt, dient das Internet heute dank Facebook und YouPorn der Völkerverständigung und wird damit den Idealen seines Geburtsjahres gerecht. Milliarden von Menschen tummeln sich im Internet. Doch woraus besteht das Internet? Kann man es besuchen? Ist es schön dort?" Holtgreve ist Fotograf der Berliner Agentur Ostkreuz. Einige seiner Werke waren im Rahmen von „Allemagne Année 2019" im Goethe-Institut Paris zu sehen.

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Wer im Internet danach sucht, wird rasch ein ziemlich verräterisches Bild finden: ein Porträt von Facebook-Gründer Mark Zuckerberg, dessen Computer im Hintergrund eine abgeklebte Kamera zeigt. Wer von Ihnen öfter mit der Bahn fährt, dem werden sicher immer wieder Mitreisende auffallen, die die offenkundige Sorge Zuckerbergs teilen, dass uns Laptop-Kameras ohne unser Wissen ausspionieren.

Technisch ist das natürlich kein Problem, viel subtiler dagegen ist das Sammeln jener Daten, die wir ohnehin freizügig im Netz preisgeben. Wer online einkauft und erst recht, wer in den sozialen Medien unterwegs ist, gibt tiefe Einblicke in sein Privatleben. Selbst Fernsehgeräte übermitteln mittlerweile unsere Sehgewohnheiten. Für Unternehmen sind solche Informationen eine Ware, die beispielsweise an Werbetreibende verkauft wird.

Die Frage nach Freiheit, Gerechtigkeit und Wahrheit im Internet betrifft also nicht, wie man auf den ersten Blick denken mag, Menschen, die in restriktiven Systemen unter beschränkten Zugängen oder zensierten Meinungen leiden. Sie betrifft uns alle.

Wir haben Ihnen in dieser Ausgabe Geschichten zusammengestellt, die zum einen Ungerechtigkeiten aufzeigen, die vielen von uns womöglich gar nicht bewusst sind. Zum anderen stellen wir Ihnen Menschen und Initiativen vor, die sich für Gerechtigkeit und Gleichheit im Netz engagieren. Vielerorts sind es Künstler*innen, die sich unter schwierigen Umständen kritisch damit auseinandersetzen.

UNSER TITELBILD

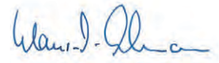
Internetcafé im marokkanischen Sidi Mokhtar westlich von Marrakesch. Das Internet des Landes gehört zu den schnellsten in Afrika. Knapp 60 Prozent der Bevölkerung haben Zugang dazu (Deutschland: 88 Prozent). Die durchschnittliche Verbindungsgeschwindigkeit liegt in Marokko bei 5,2 Megabit pro Sekunde (Deutschland: 15,4 MBit/s).

Johannes Ebert (links) und Klaus-Dieter Lehmann

Wenn Sie mehr über dieses und andere Themen erfahren wollen, besuchen Sie uns auf der neuen Seite des Magazins:

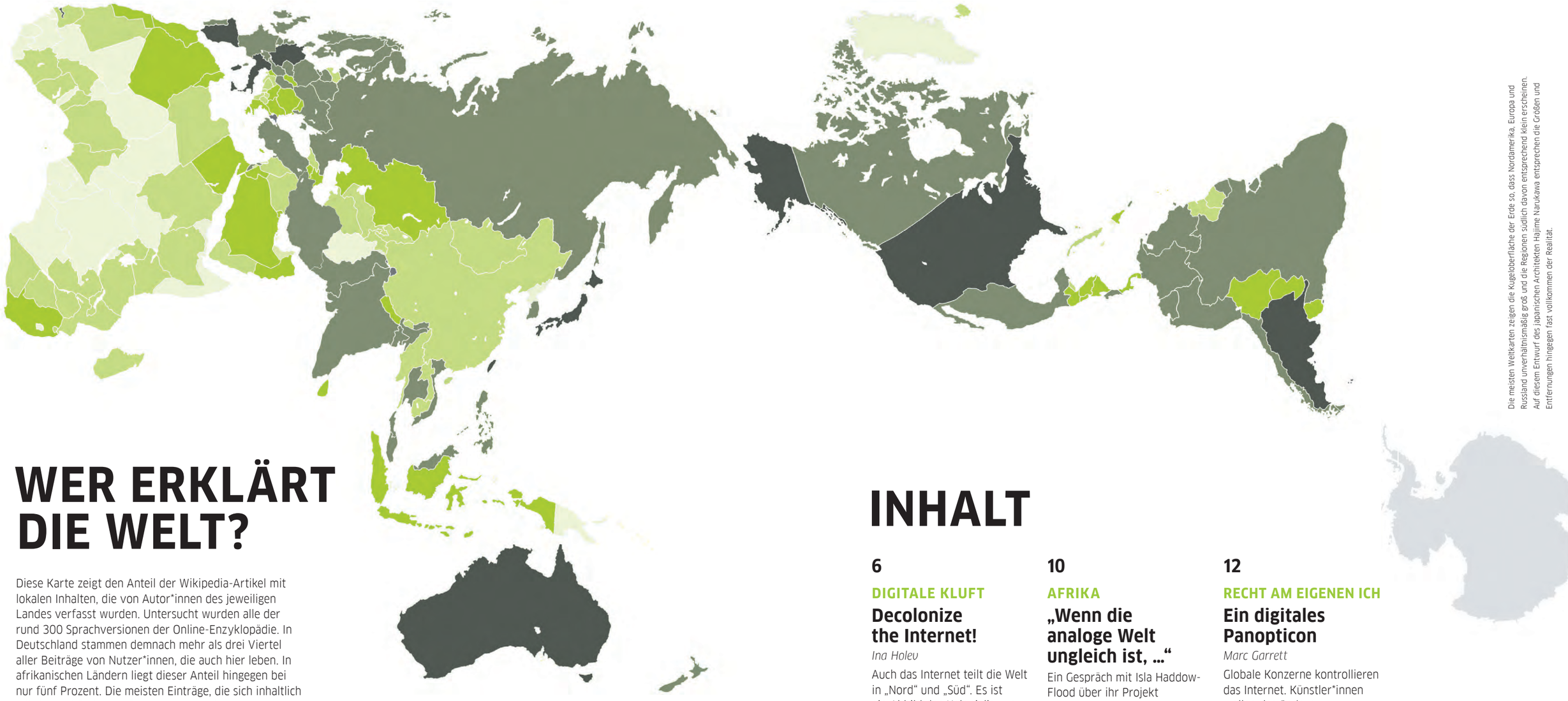
www.goethe.de/dasgoethe

Hier können Sie uns auch schreiben – zum Beispiel, wie Ihnen diese Ausgabe von „das goethe" gefiel. Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und danken herzlich den Mitgliedern des Wirtschaftsbeirates des Goethe-Instituts, die uns bei der Realisierung dieser Ausgabe unterstützt haben.



Klaus-Dieter Lehmann
Präsident

Johannes Ebert
Generalsekretär



Die meisten Weltkarten zeigen die Kugeloberfläche der Erde so, dass Nordamerika, Europa und Russland unverhältnismäßig groß und die Regionen südlich davon entsprechend klein erscheinen. Auf diesem Entwurf des japanischen Architekten Hajime Narukawa entsprechen die Größen und Entfernungen hingegen fast vollkommen der Realität.

WER ERKLÄRT DIE WELT?

Diese Karte zeigt den Anteil der Wikipedia-Artikel mit lokalen Inhalten, die von Autor*innen des jeweiligen Landes verfasst wurden. Untersucht wurden alle der rund 300 Sprachversionen der Online-Enzyklopädie. In Deutschland stammen demnach mehr als drei Viertel aller Beiträge von Nutzer*innen, die auch hier leben. In afrikanischen Ländern liegt dieser Anteil hingegen bei nur fünf Prozent. Die meisten Einträge, die sich inhaltlich mit diesen Ländern befassen, wurden also von Menschen geschrieben, die dort gar nicht leben – sondern vornehmlich in Europa und den USA.

Deshalb sind in der Wikipedia die Kolonialzeiten stets besonders detailliert beschrieben – und zwar meist aus der Sicht der ehemaligen Kolonialisten. Auch für Japan und China gilt: Die Historien sind vollständiger für Perioden, in denen es europäische Kontakte gab. Weil in China überdies der Zugang zu Wikipedia weitgehend gesperrt ist, ist die Geschichte des Landes maßgeblich von Autor*innen aus Hongkong und Taiwan geprägt.

Die Enzyklopädie ist somit auch Sinnbild des „Digitalen Kolonialismus“, weshalb die Wikimedia Foundation den Kampf gegen diesen zum strategischen Ziel erklärte.

Anteil der Wikipedia-Artikel mit lokalen Inhalten, die von Autor*innen des jeweiligen Landes stammen

- 75 – 86 %
- 50 – 74 %
- 25 – 49 %
- 5 – 24 %
- 0 – 4 %

Quelle: Martin Dittus und Mark Graham, Oxford Internet Institute, University of Oxford (Stand 2018) geography.oii.ox.ac.uk

INHALT

6
DIGITALE KLUFT
Decolonize the Internet!
Ina Holev
Auch das Internet teilt die Welt in „Nord“ und „Süd“. Es ist ein Abbild des Kolonialismus

10
AFRIKA
„Wenn die analoge Welt ungleich ist, …“
Ein Gespräch mit Isla Haddow-Flood über ihr Projekt „Wiki Loves Women“

12
RECHT AM EIGENEN ICH
Ein digitales Panopticon
Marc Garrett
Globale Konzerne kontrollieren das Internet. Künstler*innen wollen das ändern

16
RUSSLAND
Digitaler Druck
Tamina Kutscher
Der russische Staat steigert den Druck auf die freien Medien. Auch die Freiräume im Internet schwinden

20
KOLUMBIEN
Ein demokratischer Raum
Ana Luisa González
Wie Juan Carlos Rincón mit seinem YouTube-Kanal die Medien des Landes aufmischt

22
FÜNF SÄTZE KUNST
I think I saw her blink
Die Fotokünstlerin Julia Steinigeweg fragt sich, wie Technologien unsere Lebensweisen verändern

DECOLONIZE THE INTERNET!

Das Internet ist geprägt von Machtstrukturen. Der digitale Kolonialismus zeigt, wie sich etablierte Hierarchien auch im weltweiten Netz verfestigen. Doch bei Aktivist*innen und Künstler*innen wächst der Widerstand.

INA HOLEV

So wie hier in Liberia bietet Facebook auch in anderen Ländern Afrikas und Südasiens seinen Dienst „Free Basics“ an. Geboten wird eine abgespeckte Version des Internets. Bezahlen müssen die Nutzer*innen mit ihren persönlichen Daten.

Im Internet sind alle gleich, so dachten noch zu Beginn des Millenniums viele Menschen hoffnungsvoll. Als es Ende der 1950er-Jahre von militärischen Thinktanks aus nach und nach in die Wissenschaft und eine zunächst noch kleine Öffentlichkeit fand, glich das Internet einer Utopie. Hinter der Maske der Anonymität sollten alle Nutzer*innen gleich sein und somit alle die gleichen Rechte haben. Keine Hierarchien – auch nicht zwischen den User*innen in verschiedenen Ländern.

Doch diese Hoffnung vom Internet als einem diskriminierungsfreien Raum bleibt bis heute eine Illusion. Im Gegenteil: Machtstrukturen sind schon in der technischen Infrastruktur fest angelegt. Sie führen die Geschichte des Kolonialismus auch in der virtuellen Sphäre fort: in Gestalt des „digitalen“ oder „elektronischen Kolonialismus“.

So sind viele Algorithmen der Künstlichen Intelligenz rassistisch. Viele Programme der Gesichtserkennung im Rahmen von Überwachungen sind nicht in der Lage, „people of colour“ zu erkennen. Gerade Schwarze Frauen werden von diesen Technologien oft falsch zugeordnet. Das liegt vor allem an den Programmierern dieser Anwendungen: Meist handelt es sich dabei um weiße Männer aus einem westlichen Umfeld. Ihnen fällt es selber viel schwerer, „people of colour“ zu unterscheiden als weiße Menschen. Das prägt mehr oder weniger unbewusst ihre Weltsicht und damit auch die von ihnen entwickelten Technologien.

Es bleibt, wie es immer war. Auch wenn es um die weltweite Vernetzung geht, gibt es die globale Teilung in den „Norden“ und den „Süden“. Die ab dem 16. Jahrhundert entstandenen kolonialen Strukturen finden sich heute in neuer Form wieder. Ohne die Rohstoffe des Südens kommt die Hightech-Industrie nicht aus. Entlang der alten Routen von Sklavenschiffen kommen heute die Seltenen Erden in den Norden. Diese werden in den Ländern des Südens unter teils furchtbaren Bedingungen gewonnen – Kobalt in zentralafrikanischen Minen etwa.

Zusammengebaut werden die Handys, Computer und anderen elektronischen Gerätschaften der globalen Konzerne wiederum in Fabriken der Billiglohnländer, wo die Arbeitsbedingungen oft schlecht sind.

Dabei geht es übrigens nicht nur um die Herstellung von Gütern: Auf den Philippinen durchsuchen Content-Moderator*innen Tag für Tag die sozialen Netzwerke nach Gewaltvideos – im Auftrag der großen Social-Media-Unternehmen und ohne jedwede psychologische Unterstützung.

DIE KARTELLE VON AMAZON, FACEBOOK, GOOGLE …

Doch der digitale Kolonialismus geht noch viel weiter. Er durchdringt das Netz beinahe vollkommen und beschreibt „eine neue, quasi-imperiale Machtstruktur, die von dominanten Mächten einer großen Anzahl an Menschen ohne deren Einverständnis auferlegt wird“ – so definiert die Menschenrechtsanwältin Renata Avila diese Kontinuität des Kolonialismus.

Auch wenn es um die weltweite Vernetzung geht, gibt es die globale Teilung in den „Norden“ und den „Süden“.

Avila ist eine Aktivistin aus Guatemala und gehört zu den bekanntesten Kritiker*innen des digitalen Kolonialismus. Im „Internet Health Report“ der offiziell als gemeinnützig geführten Mozilla Foundation kritisiert sie insbesondere die engen Verflechtungen zwischen Politik und Technik. So wies etwa die US-Regierung im Herbst 2019, als Reaktion auf die Unruhen in Venezuela, die amerikanische Firma Adobe an, die Cloud-Dienste in dem südamerikanischen Land zu sperren. Avila plädiert daher vor allem für eine stärkere Regulierung von Kartellen und eine Technik, die dem Gemeinwohl dient. Sie fordert Alternativen zu den das weltweite Internet beherrschenden Konzernen Amazon, Facebook, Google und anderen. Lokale Initiativen müssten gestärkt werden. „Decolonize the Internet!“ – so lautet ihre Aufforderung.

Doch oft scheitern lokale Alternativen schon daran, dass es in vielen Regionen der Welt gar keinen Zugang zum Internet gibt oder die Verbindungen viel zu langsam sind. Es ist ein Dilemma,

denn die Angebote der Global Player werden natürlich ebenfalls in vielen Regionen des Globalen Südens genutzt. Und auch dort stellen die Internetriesen ihre Dienste allzu gerne bereit – aber natürlich nicht umsonst. Weil hier das Geld aber in der Regel knapp ist, zahlen die Kund*innen dieser Dienste vor allem mit ihren persönlichen Daten.

Von den weltweit rund 70 000 aktiven Wikipedia-Autor*innen stammen nicht einmal 1000 aus Afrika.

So startete Facebook 2014 in einigen Ländern Afrikas und Südasiens seinen Internetdienst „Free Basics“. Es handelt sich dabei um eine App, die eine abgespeckte Version des Internets zur Verfügung stellt. Sie ist besonders für Regionen mit schlechter Infrastruktur konzipiert und zeigt ausgewählte Seiten kostenlos, viele andere sind gar nicht aufrufbar. Voraussetzung für die Nutzung von „Free Basics“ ist jedoch der Log-in über einen Facebook-Account – also die Freigabe persönlicher Daten.

Indien verbot diesen Dienst 2016 und gehört gemeinsam mit anderen Ländern zu den großen Kritikern dieser Formen des digitalen Kolonialismus. Dabei handelt es sich in der Regel um Staaten, die eine koloniale Geschichte haben und die heute über vergleichsweise gut ausgebaute Infrastrukturen verfügen. Sie sind in der Lage, eigene nationale Dienste zu stärken – und damit auch die lokalen Ökonomien. Viele Aktivist*innen vor Ort kritisieren auch diesen Trend, weil sie darin keine Verbesserung für den Datenschutz erkennen. Anstelle der (meist) US-amerikanischen Firmen hätten dann eben die lokalen Regierungen und Firmen Zugang zu den Daten der Nutzer*innen. Hier werde das Narrativ des digitalen Kolonialismus für die eigene politische Agenda missbraucht.

Angesichts dieser Rahmenbedingungen verwundert auch nicht, dass all das im Internet verfügbare Wissen alles andere als frei und objektiv ist. Beispiel Wikipedia: Die meisten Autor*innen dort (und in dem dazugehörigen offenen Wikimedia-Netzwerk) sind männlich – und viele von ihnen wiederum weiß; sie schreiben oft aus einer privilegierten und einseitigen Perspektive. „Nur 20 Prozent der Beiträger*innen von Wikimedia kommen aus dem Globalen Süden“, stellt die indische Internetaktivistin und Autorin Anasuya Sengupta in einem Interview mit der Deutschen Welle fest. Sie hat die Gruppe „Whose Knowledge?“ gegründet, um die Wikipedia vielfältiger und objektiver zu machen.

Die „Wikimania“, das Jahrestreffen der Wikipedianer*innen, fand 2018 in Kapstadt statt und damit zum ersten Mal in Subsahara-Afrika. Insbesondere Wissen vom afrikanischen Kontinent ist unterrepräsentiert: Von den weltweit rund 70 000 aktiven Wikipedia-Autor*innen stammen nur etwa 14 000 aus Ländern des Globalen Südens. In Afrika sind es laut Dumisani Ndubane von Wikimedia Südafrika nicht einmal 1000. Das soll sich ändern.

ERZÄHLTRADITIONEN LASSEN SICH NICHT DIGITALISIEREN

Doch ist Wissen nur etwas wert, wenn es im Netz archiviert ist? Der neuseeländische Aktivist Karaitiana Taiuru antwortet darauf aus der Perspektive der Maori und weist darauf hin, dass nicht jede Form von Wissen schriftlich fixiert sei und somit auch nicht digital archiviert werden könne. So hebt Taiuru besonders die mündlichen Erzähltraditionen vieler indigenen Kulturen hervor.

Durch die Digitalisierung erfolge oft nur eine Festschreibung von Wissen nach westlichen und etablierten Erzählmustern. Für Taiuru bleibt jedes Wissen im Internet stets in der hierarchischen Kultur eingebunden, als in „Technik verwobene koloniale Sichtweisen“.

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit dem digitalen Kolonialismus kommen immer mehr Impulse aus der bildenden Kunst – insbesondere der Medienkunst. Als „Cyberfeminist*innen“ kritisieren viele Künstler*innen die kolonialen Machtstrukturen im Netz, und zwar, indem sie sich genau der gleichen digitalen Mittel bedienen. Die französisch-guayanische Videokünstlerin Tabita Rezaire etwa zeigt ihre Arbeiten in der kruden Internetästhetik der frühen 2000er-Jahre. Sie geht damit zurück zu den utopischen Wurzeln des Internets. In ihrer Arbeit „Deep Down Tidal“ arbeitet Rezaire mit flirrenden Bildern, verzerrten Stimmen und verwirrenden Animationen. Die Figuren in ihren Videos tauchen in Meereswelten ab, an deren Grund jene Internetkabel liegen, die vor allem den Globalen Norden miteinander verbinden, und klagen Vorurteile im digitalen Raum an.

Die Menschenrechtsanwältin Renata Avila aus Guatemala wünscht sich, dass sich die Kritiker*innen des digitalen Kolonialismus verbünden. Es gehe darum, das Internet vielerorts Stück für Stück umzugestalten. Dass es eines Tages ein entkolonialisiertes, gerechtes und diskriminierungsfreies Internet gibt, bleibt eine Utopie, das weiß sie sehr wohl. Da unterscheidet sich die digitale nicht von der analogen Welt.

INA HOLEV ist freie Journalistin und lebt in Düsseldorf. Sie schreibt schwerpunktmäßig zu den Themen Feminismus, Popkultur, Jüdisches Leben und Netzkultur.

Wohnhaus in Kairo bei Sonnenuntergang als Sinnbild für die schier unglaubliche Zahl an gleichzeitig verbundenen Menschen auf der Welt (hinter jedem Fenster ein Computer)

„WENN DIE ANALOGE WELT UNGLEICH IST, IST ES DIE DIGITALE WELT AUCH“

Kaum jemand in Afrika schreibt für die Wikipedia – Frauen schon gar nicht. Isla Haddow-Flood will das ändern. Wir sprachen mit ihr über das Projekt „Wiki Loves Women“.

Isla Haddow-Flood, 47, wurde in Zimbabwe geboren und wuchs zum Teil dort, zum Teil in Großbritannien und Südafrika auf. Heute lebt sie in Kapstadt, wo sie sich für Bildung, Kultur und Gendergerechtigkeit engagiert. Sie leitet die Nichtregierungsorganisation „Wiki In Africa“ – mit dem Ziel, mehr afrikanische Inhalte auf Wikipedia zu veröffentlichen.

WIKI LOVES WOMEN

*Das Projekt wurde von Isla Haddow-Flood (Südafrika) und Florence Devouard (Frankreich) gegründet. Beide sind seit vielen Jahren in der Wikipedia- und Open-Content-Community aktiv, die sich für frei verfügbare Inhalte im Netz einsetzt. „Wiki Loves Women“ zielt darauf ab, die Anzahl von Artikeln über afrikanische Frauen auf Wikipedia zu erhöhen sowie Communitys aus Wikipedia-Autor*innen in mehreren afrikanischen Ländern aufzubauen, die die Arbeit auch nach Auslaufen des Projektes weiterführen.*

Das Projekt lief mit Unterstützung des Goethe-Instituts von 2016 bis 2017 in Nigeria, Ghana, Kamerun und der Elfenbeinküste und wurde anschließend auf Uganda und Tansania ausgedehnt.

www.wikiloveswomen.org

Erzählen Sie uns, wie es zu „Wiki Loves Women“ kam.
„Wiki Loves Women“ war das Ergebnis langen Nachdenkens. Ich arbeite seit Jahren in der Bewegung „Wiki In Africa“ mit, die afrikanische Inhalte auf Wikipedia fördert. Die meisten der dort veröffentlichten Artikel über Afrika werden ja von Autoren außerhalb Afrikas geschrieben (siehe S. 4/5), und das beeinflusst natürlich die Wahrnehmung über den Kontinent. Deshalb bauen wir Gemeinschaften von Autorinnen und Autoren in ganz Afrika auf. Dabei war uns immer besonders wichtig, dass die Inhalte auch im Hinblick auf das Verhältnis der Geschlechter ausgewogener sind als anderswo auf der Welt. Deshalb gründeten Florence Devouard und ich 2016 „Wiki Loves Women“. Bei der Suche nach einem Partner traf ich dann Brigitte Döllgast vom Goethe-Institut.

Mit welchen Schwierigkeiten haben Wikipedia-Autorinnen in afrikanischen Ländern zu kämpfen?
Ich möchte nicht verallgemeinern oder in Stereotype verfallen, aber viele Kulturen in ganz Afrika sind weiterhin patriarchal geprägt. Männer sind gegenüber Frauen privilegiert. Bei „Wiki Loves Women“ streben wir deshalb Gleichberechtigung an, wir haben also auch gendersensible Männer an Bord. Vielen von ihnen fehlte bis dahin jedes Bewusstsein für die Schwierigkeiten, mit denen Frauen Tag für Tag zu kämpfen haben. Ihnen öffneten wir in diesem Projekt die Augen.

Doch in der Praxis werden die meisten Projekte nach wie vor von Männern geleitet.
Ja, wir haben mit „Wiki Loves Women“ in vier Ländern begonnen: in Nigeria, Ghana, Kamerun und der Elfenbeinküste. Nur das Projekt in der Elfenbeinküste wurde auch von Frauen geleitet. Der Grund: In den anderen Regionen haben wir einfach keine weiblichen „Wikimedians“ – also Wikipedia-Autorinnen – finden können, die ein solches Projekt leiten konnten oder wollten. Deshalb gehörte zu unseren Zielen, Frauen und gendersensible Männer entsprechend auszubilden. Überdies bestärkten wir gezielt Frauen darin, als Autorinnen aktiv zu werden und Beiträge zu schreiben.

Was sind das für Artikel, die es nun dank „Wiki Loves Women“ auf Wikipedia gibt?
Alle Beiträge beschreiben die Biografien herausragender Frauen in den jeweiligen Ländern – das können historische Figuren sein oder Frauen, die heute Bedeutendes im Gesundheitswesen, in der Wissenschaft, Wirtschaft oder Politik leisten. Außerdem nehmen wir tabuisierte Themen ins Blickfeld, etwa die Genitalverstümmelungen bei Mädchen oder das Problem der Kinderhochzeiten. Auch nach dem offiziellen Ende des Projektes führen diese Wikimedia-Communitys ihre Arbeit fort. Wir konnten unsere Aktivitäten sogar auf Uganda und Tansania ausweiten, dank finanzieller Förderung der Wikimedia Foundation und der logistischen Unterstützung des Goethe-Instituts.

Das Internet, so hofften viele, würde ein demokratisierendes, ausgleichendes Medium werden, in dem alle Menschen unabhängig von Herkunft oder Geschlecht gleichberechtigt sind. Wurde es damit nicht überschätzt?
Die Erwartungen an die Technologie waren sicher zu hoch. Es ist nicht das Auto, das die Welt verändert, sondern das, was man mit dem Auto tut! Wenn die analoge Welt ungleich ist, ist es die digitale Welt auch. Um faire Bedingungen zu schaffen, braucht es digitale Kompetenzen und das Verständnis, wie die Vermittlung von Wissen funktioniert. Diese Fähigkeiten sind Voraussetzung für die Demokratisierung des Internets. In vielen Ländern Afrikas besteht außerdem ein großes Bedürfnis nach Entkolonialisierung. Viele Menschen haben den Eindruck, dass sie nur mit Englisch oder Französisch beruflich vorankommen. Leider ist das auch so – doch indem die Menschen das akzeptieren, negieren sie ihre eigene Kultur, Sprache und Identität. Wir wollen sie ermutigen, ihre eigenen kulturellen Identitäten zu erkennen, ja zu feiern. Und dazu gehört zuallererst, den Menschen eine Stimme zu geben.

Dafür ist Wikipedia wirklich nützlich: Sie bietet eine Plattform, auf der auch die afrikanischen Perspektiven Platz finden, sodass das ganze Bild sichtbar wird und nicht nur das der ehemaligen Kolonialmächte.

Stoßen Sie dabei auch auf Widerstand?
Ja natürlich, jeder Wandel trifft immer auch auf Widerstand. In der globalen Wikipedia-Community gibt es weiße Männer aus Nordamerika und Europa, denen es nicht gefällt, wenn Frauen oder „people of colour“ ihnen sagen: „Was ihr da schreibt, ist so nicht richtig.“ Dieser Widerstand lässt sich oft gerade bei Artikeln über Frauen beobachten, die etwas Besonderes geleistet haben. Immer wieder äußern gerade männliche Autoren dann Zweifel, ob die Frau wirklich bemerkenswert genug ist, obwohl einem Mann mit vergleichbarer Leistung ohne Diskussion ein Artikel gewidmet wird. Natürlich werden auch aggressive Nachrichten verschickt – wenngleich das bei „Wiki Loves Women“ zum Glück nie ein großes Problem war.

Welche Auswirkungen hat dieses Engagement im Netz auf das Leben in der „echten Welt“?
„Wiki Loves Women“ hat viele positive Effekte – auch über das Internet hinaus. So hat beispielsweise der Projektleiter in Nigeria, Olushola Olaniyan, zusammen mit einem lokalen Radiosender eine Sendung konzipiert, in der wöchentlich eine erfolgreiche Frau aus dem Sendegebiet vorgestellt wird. In Ghana förderten Raphael Berchie und Felix Nartey („Wikimedian of the Year 2017“), die Frauen in ihrem Team: Drei von ihnen bekleiden heute führende Positionen in der „Open Community“ (einer digitalen Gemeinschaft, die sich für frei verfügbare Inhalte einsetzt, *Anm. d. Red.*). Bei „Wiki Loves Women“ hat sich alles darum gedreht, die Perspektive zu wechseln: die der weltweiten Nutzer*innen der Enzyklopädie, aber auch die jeder einzelnen am Projekt beteiligten Person.

Die Fragen stellte MAREIKE ENGHUSEN, freie Journalistin aus Hamburg mit Sitz in Tel Aviv.

EIN DIGITALES PANOPTICON

Einer kontrolliert alle: So stellte sich der britische Philosoph Jeremy Bentham (1748 – 1832) das moderne Gefängnis vor. Aus seinem „Panopticon“ wurde das „Netopticon“ – das Internet, das einige wenige Unternehmen kontrollieren.

MARC GARRETT

„Wissen ist Macht“: Nie war dieses Bonmot so treffend wie heute. Ständig beeinflussen irgendwie privilegierte Interessengruppen unsere sozialen Interaktionen und kulturellen Identitäten. Die Vorstellungen von uns selbst werden verzerrt und sind von Unternehmen, Medien und der Politik geprägt. Wahrheiten und Tatsachen sind – wie alles andere auch – Waren. Und kein Recht! Sie gehören dem Meistbietenden. Wer über die entsprechenden Ressourcen verfügt, kann die Menschen nach Gutdünken „informieren“.

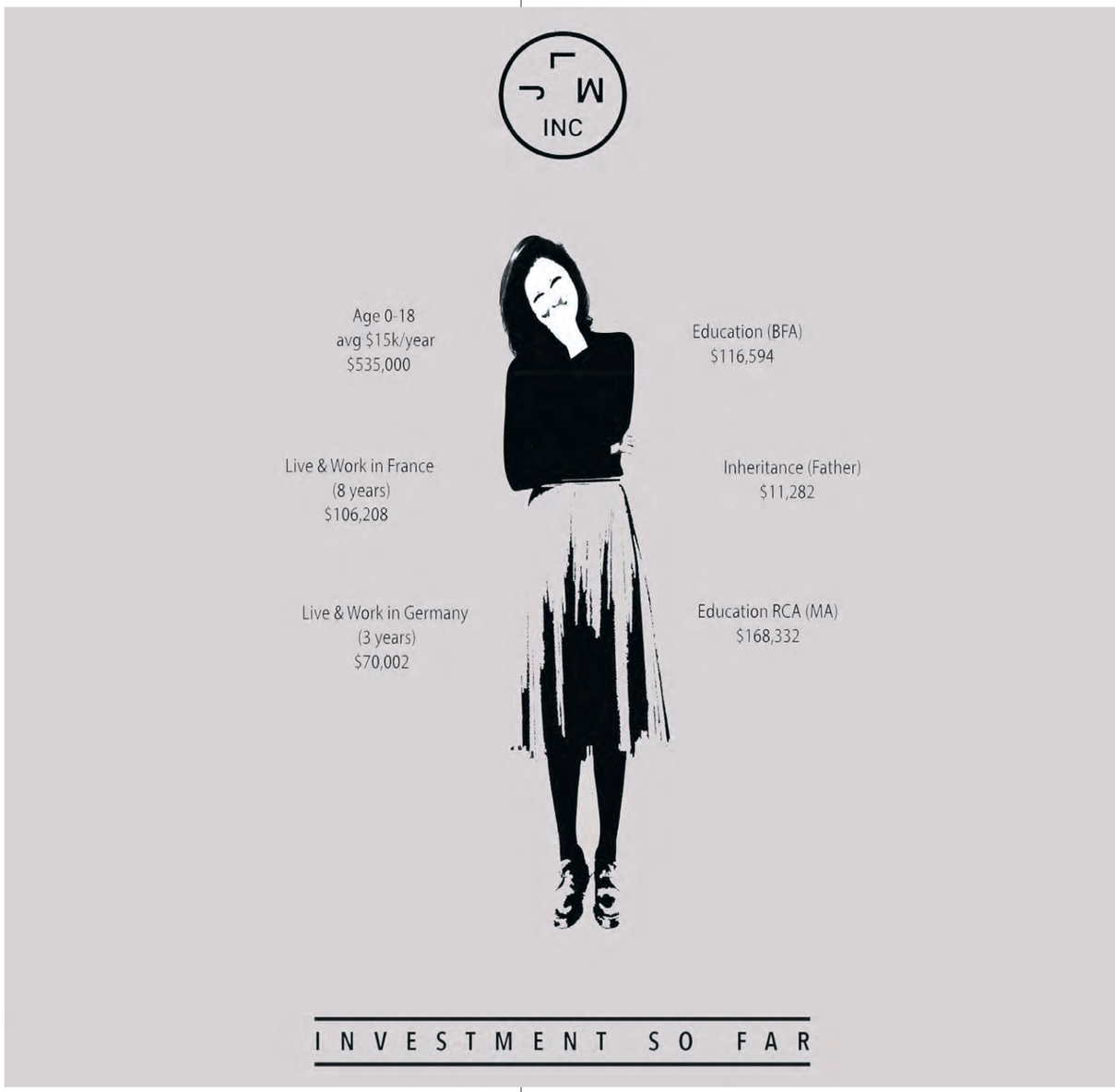
So sammeln die Anbieter sozialer Netzwerke wie Facebook oder Google die persönlichen Daten ihrer Nutzer*innen in noch nie dagewesenem Umfang und verkaufen sie dann milliardenfach an Werbetreibende. „Die Infrastruktur von Facebook durchdringt unser tägliches Leben – und zwar in immer einschneidenderer und einschränkenderer Art und Weise“, schrieb ein Team um Jean-Christophe Plantin von der London School of Economics and Political Science in dem 2018 erschienenen Buch „Changing Things: The Future of Objects in a Digital World“. So haben die Betreiber der Plattform tiefe Einblicke ins Private und nutzen dieses Wissen nicht nur für die Platzierung von individualisierter Werbung. Das muss kritisiert werden.

Eine neue Generation von zeitgenössischen Künstler*innen, Wissenschaftler*innen, Forscher*innen, Aktivist*innen, Hacker*innen und Journalist*innen entwickelt daher Strategien, wie sich diese geheimen Algorithmen offenbaren und umgehen lassen. Zu ihnen gehört auch Jennifer Lyn Morone. Die amerikanische Künstlerin hat sich selbst 2014 im Rahmen eines Projektes am Royal College of Art in London als Unternehmen registriert. Sie ist Gründerin, Geschäftsführerin, Aktionärin und Produkt ihres eigenen Ichs, der „Jennifer Lyn Morone™ Inc.“ Ziel des Unternehmens: die Bestimmung des Wertes einer Person. Ihre Absicht ist es, die Auswirkungen marktwirtschaftlicher Prinzipien, die unser alltägliches Leben bestimmen, besser zu verstehen. Indem sie sich buchstäblich selbst in eine „Aktiengesellschaft“ verwandelte, hat sie eine extreme Form des Kapitalismus angenommen.

Das Beispiel zeigt, wie uns das Internet und seine Netzwerke unserer Identität berauben. Denn unsere Online-Aktivitäten werden von Unternehmen und ihren „sozialen“ Zonen dominiert. Hier grasen die Internetnutzer*innen wie Kühe auf den Wiesen. In den sozialen Netzwerken konsumieren sie, was von subjektiven und interessengesteuerten Algorithmen erzeugt wurde. Zugleich bestimmen diese, was wir sehen und hören – und wie andere uns sehen und hören. Wenn wir diese Plattformen und Browser nutzen, stellen wir uns bloß.

Wahrheiten und Tatsachen sind Waren. Und kein Recht! Sie gehören dem Meistbietenden.

Die gigantischen Datenmengen werden mit beispielloser Arroganz genutzt – bis hin zum Social Engineering. Damit sind gezielte Beeinflussungen von Nutzer*innen gemeint, die sie dazu verleiten, ein Produkt zu kaufen oder vertrauliche Informationen preiszugeben. Über sich selbst und andere. Oder um es mit den Worten von Mark Hachman, Senior Editor bei *PCWorld*, zu sagen: „Facebook kennt Ihre Freunde, welche Informationen Sie über sie bereitstellen, was Sie über sie sagen, welche anderen Websites Sie besuchen (wenn diese einen Facebook-Like-Button enthalten, was



Kenne deinen Wert! In diesem Modell der Künstlerin Jennifer Lyn Morone geht es nicht nur um das eigene Investment, sondern auch darum, wie ein Mensch von anderen eingeschätzt wird.

die meisten tun), was Sie gekauft haben, welches Gerät Sie für den Zugriff auf Facebook verwendet haben und vieles andere mehr."

Der Journalist Aatif Sulleyman recherchierte für die britische Zeitung *The Independent*, dass Facebook im Jahr 2014 im Rahmen eines geheimen Experimentes Hunderttausende von Newsfeeds seiner Nutzer*innen manipulierte, um herauszufinden, ob sich damit deren Emotionen beeinflussen ließen. Offenbar wurde insgeheim sogar erwogen, die User*innen mit ihren eigenen Webcams und Smartphone-Kameras zu beobachten. Auch Apple sammelt massenhaft Informationen – angeblich anonymisiert. Dies betrifft Verbindungsdaten, Textnachrichten, Kontaktlisten, Fotos und so weiter. Selbst Bankkonten sind nicht sicher. Opt-out-Klauseln gibt es nicht. Wenn es ums Data-Mining geht, sind Handynutzer*innen wahre Goldgruben.

Mapping-Apps verraten, wo wir sind, und unsere Fernsehgeräte dokumentieren, welche Sendungen wir sehen.

Der englische Philosoph Jeremy Bentham entwarf im späten 18. Jahrhundert das „Panopticon". Es handelt sich um einen architektonischen Entwurf, der die Überwachung aller Insassen eines Gefängnisses rund um die Uhr durch nur einen einzigen Wärter erlaubt. Der französische Philosoph Michel Foucault konstatierte 1975, dass wir nicht nur in Gefängnissen überwacht werden, sondern in allen hierarchischen Strukturen – in der Armee genauso wie in Schulen, Krankenhäusern und Fabriken.

Diese Entwicklung hin zu Benthams Panopticon ging immer weiter. Heute fördern Unternehmen und Regierungen – letztere insbesondere aus militärischen Interessen – immer ausgefeiltere Überwachungsmethoden, die auf der geschickten Kombination von Künstlicher Intelligenz und statistischen Verfahren beruhen. Mit dem Ergebnis, dass die Mapping-Apps unserer Handys verraten, wo wir sind, und Fernsehgeräte dokumentieren, welche Sendungen wir sehen. Die Daten strömen zurück zu den Unternehmen, die sie an die Werbewirtschaft verkaufen. Aus dem „Panopticon" wurde das „Netopticon", in dem sich mitschuldig macht, wer Tag für Tag im Internet unterwegs ist und so die kollektive Überwachung durch Unternehmen, Regierungen und Spammern unterstützt.

Die Künstlerin Jennifer Lyn Morone dreht den Spieß um, indem sie das Eigentumsrecht an den Daten ihres eigenen Ichs geltend macht. Sie verwandelt als Gründerin der Firma ihres Selbst ihre Fähigkeiten, ihr Kapital, ihren Besitz und ihr geistiges Eigentum in das Vermögen des Unternehmens. Ihr Name, ihr Erscheinungsbild und ihre IP-Adressen sind Marken und Warenzeichen. Ihre mentalen Fähigkeiten – ihr Wissen – sind also unternehmerische Prozesse und Strategien. Ihre körperlichen Fähigkeiten sind ihre Werkbänke, ihre biologischen Funktionen sind Produkte, ihre Daten sind Eigentum des Unternehmens. Und seine Anteile sind ihr Potenzial. „Alles, was sie biologisch und intellektuell ist, was sie tut, lernt oder erschafft, kann gewinnbringend vermarktet werden", schreibt die britische Autorin, Kritikerin und Kuratorin Régine Debatty über Morones Arbeit. „Ihr Projekt ist zwar nur eine Abschlussarbeit, doch ist es keineswegs spekulativ." Sie zeigt das Wissen der Konzerne über unser Verborgenes.

Derzeit entwickelt Morone eine App namens „Database of ME" (DOME). Damit erfasst sie permanent ihren Standort, ihren Herzschlag, ihre Aktivitäten im Internet, ja sogar ihre Stimmungsschwankungen. Ihr Unternehmen kann diese Daten dann auf vielfältige Art und Weise vermarkten. Dabei treibt sie es so weit, dass sie aus ihren eigenen Pheromonen zwei Parfümlinien, „Lure" und „Repel", herstellen ließ. Wer den Duft aufträgt, hat die Wahl, ob Männer angezogen oder abgestoßen werden sollen. Der westliche Mensch müsste sich erst dann in seiner Haut wohlfühlen, wenn er seine Identität vollumfänglich selbst bestimmt, als gehöre sie zu seinem Besitz – so lautet eine Idee der amerikanischen Wissenschaftshistorikerin und Frauenforscherin Donna Haraway. Auch in diesem Sinne ist Morones Arbeit bemerkenswert.

Vielleicht wird bald wieder das passieren, was einst die Punks anstießen, als sie zu ihren Instrumenten griffen: der Beginn einer neuen Ära des sozialen Wandels. Als Außenstehende, Amateur*innen und „einfache Menschen" plötzlich Raum für ihre künstlerische Form der freien Meinungsäußerung fanden, als für eine kurze Zeit eine „Do-it-Yourself"-Kultur entstand, als Musik und Politik subkultureller Ghettos die Mainstream-Kultur und die Medien beeinflussten. Es wäre intelligent und fortschrittlich, wenn wir die von Konzernen und Mächten kontrollierten Teile unseres Lebens zurückgewännen.

Jennifer Lyn Morone hat uns den Weg in diese explorative Zone gewiesen. So wie sie müssen wir diese verborgene, algorithmisch kontrollierte Welt dekonstruieren, die uns alle als Geiseln hält. Wir müssen versuchen, die Kontrolle über unser digitales Selbst zurückzuerobern. Dieser Versuch ist es wert – und sei es nur, um zu erkennen, welchen Mächten wir uns da unterwerfen.

MARC GARRETT ist Autor, Künstler, Kurator, Aktivist und Co-Direktor der Furtherfield Gallery und des Furtherfield Labs in London. Er ist Mitglied des europaweiten Netzwerkes von „Generation A=Algorithmus", in einem vom Goethe-Institut initiierten Projekt, das junge Menschen für die technischen und ethischen Entwicklungen im Bereich Künstliche Intelligenz sensibilisieren will.

Die Kabel unter diesem Gullideckel an der Küste Alexandrias, Ägypten, übermitteln 90 Prozent aller Daten zwischen Europa und Asien.

DIGITALER DRUCK

Die Meinungsfreiheit wird in Russland immer mehr eingeschränkt. Zugleich gibt es vor allem online eine vielfältige Szene unabhängiger Medien – aber auch neue, restriktive Gesetze.

TAMINA KUTSCHER

Sie recherchieren und berichten über die Identität der Attentäter auf den Ex-Agenten Sergej Skripal oder über Korruption auf höchster Staatsebene – unabhängige Medien in Russland. Sie bieten einer kritischen Öffentlichkeit wertvolle Informationen und hochwertigen Journalismus anstelle staatlicher Propaganda. Auch wenn diese Szene gerade im Verhältnis zum Staatsfernsehen, das 98 Prozent aller Haushalte erreicht, klein ist, ist sie doch sehr vielfältig.

Grob kann man die nicht-staatlichen Medien des Landes in drei Gruppen gliedern: Einmal sind es jene, die sich inhaltlich kaum von denen in Staatshand unterscheiden. Dann gibt es solche wie den Radiosender *Echo Moskwy*, der weitgehend unabhängig berichtet – obwohl der Mehrheitseigentümer die staatsnahe Gazprom-Media Holding ist. Nicht zuletzt ist da eine Szene unabhängiger Medien. Sie ist bunt, kritisch – und vor allem online vertreten.

Etablierte Medien haben neben der Print- auch eine Onlineausgabe, etwa die 1993 gegründete kritische und investigative *Novaya Gazeta*. Viele unabhängige Medien jedoch entstanden gleich online, zum Beispiel *Batenka*. Auch das feuilletonistische *Colta.ru*[1], für das vor allem Kulturschaffende schreiben und das sich zunächst über Crowdfunding finanzierte, gibt es von Beginn an nur im Netz. Dort finden sich außerdem auch regionale Medien mit überregionaler Ausstrahlung: wie *7x7* in der Republik Komi oder *Znak* aus Jekaterinburg. Hinzu kommen Portale von Nichtregierungsorganisationen (NGOs), auf deren akribische Recherche sich viele Journalist*innen stützen – etwa die der *OWD-Info* nach den Verhaftungen bei den Moskauer Massenprotesten in diesem Jahr.

Die Reichweite dieser unabhängigen Medien ist jedoch relativ klein. Einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts *Lewada* zufolge informieren sich gerade mal sechs Prozent der Bevölkerung regelmäßig in mehreren Medien, die auch kritische Beiträge bringen. „Leider sind die neuen Onlinekanäle längst nicht so einflussreich wie das Fernsehen", berichtet Damir Gainutdinow. „Deswegen haben sie allerdings auch vergleichsweise viele Freiheiten."

Gainutdinow ist einer von rund 50 Jurist*innen, die sich bei „Agora" zusammengeschlossen haben. Die Menschenrechtsorganisation leistet juristischen Beistand, etwa wenn Seiten blockiert wurden, aber auch bei physischen Angriffen auf Aktivist*innen, Blogger*innen oder Journalist*innen. Einzelne Fälle bringt die NGO auch vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte.

„Auch diese Onlinemedien haben ständig mit Zensur zu tun, sollen Beiträge löschen oder umschreiben", betont Gainutdinow. „Dabei wird immer wieder damit gedroht, die Seite zu blockieren." So habe etwa *Batenka* im Sommer auf Geheiß der Medienaufsichtsbehörde Roskomnadsor Artikel über Drogenmissbrauch und Suizid mehrfach umformulieren müssen.

SCHWAMMIG FORMULIERTE PARAGRAFEN

Wer sich das russische Internet als Hort der Meinungsfreiheit vorstellt, wird also enttäuscht: Tatsächlich verfügt Roskomnadsor über zahlreiche Instrumente, um Medien unter Druck zu setzen. So hat der Gesetzgeber zwei bestehende Mediengesetze im Frühjahr 2019 auch auf das Internet ausgeweitet: eines gegen sogenannte Fake News und eines, das sich gegen Hate Speech richtet. Solche Paragrafen sind äußerst schwammig formuliert, entsprechend einfach kann ein „Verstoß" gefunden werden. Dann kann Roskomnadsor das Sperren von Seiten anordnen.

Seit 2017 können Medien außerdem als „ausländische Agenten" stigmatisiert werden. Theoretisch reicht dafür, Geld aus dem Ausland erhalten zu haben. Bislang sind zwar ausschließlich

[1] Gemeinsam mit dem Portal *Colta.ru* realisierte das Goethe-Institut das Projekt „The Earth Is Flat – How to Read Media?". Das Informations- und Bildungsprojekt richtet sich vor allem an Jugendliche, aber auch an Medienfachleute, Lehrkräfte und alle, die Medien besser verstehen wollen: www.howtoreadmedia.ru

Auch im März 2019 demonstrierten in Moskau wieder Tausende Menschen gegen die Einschränkung der Meinungsfreiheit (dieses Bild stammt aus 2017).

Auslandsmedien betroffen, darunter *Radio Svoboda* (*Radio Liberty*) und *Golos Ameriki* (*Voice of America*). Für unabhängige Medien bedeutet das Gesetz aber eine große Hürde – gerade, wenn es um die Finanzierung geht. Schließlich kommen viele Fördermittel von ausländischen Organisationen. Gelder, auf die russische Medien verzichten müssen, wenn sie ihre Existenz nicht gefährden wollen.

Die Aufregung war groß, als die Duma, die russische Volkskammer, Ende November 2019 beschloss, dass künftig auch einzelne Personen als „ausländische Agenten" eingestuft werden können. Das Gesetz ist so breit formuliert, dass im Prinzip jeder, der Inhalte von „ausländischen Agenten"-Medien öffentlich repostet und außerdem Geld aus dem Ausland erhält – und sei es von Verwandten –, entsprechend eingestuft werden kann. Duma-Abgeordnete erklärten, dass das Gesetz als Antwort auf US-amerikanische Gesetze zu verstehen sei. Nun müssen sich Mitarbeiter*innen derjenigen Auslandsmedien sorgen, die bereits als „ausländische Agenten" gelistet sind.

Leonid Lewin, einer der Autoren des Gesetzes, erklärte zudem, wer über Sport oder Musik schreibe, habe nichts zu befürchten – und russische Blogger*innen schon gar nicht. Solche Aussagen sind rechtlich nicht bindend und sorgen vielmehr für Unruhe: Es wäre nicht das erste Mediengesetz, das, unklar formuliert, selektiv und willkürlich angewandt wird und gerade so Angst und Selbstzensur steigert. Ende November hat die Duma das Gesetz in dritter Lesung angenommen. Ohne Gegenstimme. Mit der Unterschrift Putins trat es Anfang Dezember in Kraft.

Um dem Druck zu entgehen, wandern manche unabhängige Medien auch ins Ausland ab. Galina Timtschenko war Chefredakteurin der erfolgreichen, unabhängigen Website *Lenta.ru*, als sie 2014 wegen „Verbreitung extremistischer Inhalte" verwarnt wurde. Hintergrund war ein Interview mit einem Anführer des ukrainischen Rechten Sektors. Nach zwei Verwarnungen kann die Medienaufsichtsbehörde ein Medium schließen. Timtschenko ging ins lettische Riga und mit ihr ein großer Teil der Redaktion, um online wieder neu aufzuerstehen: *Meduza* ist inzwischen eines der erfolgreichsten russischsprachigen Onlinemedien und leistet sich auch ein Investigativressort – in Moskau, allerdings ohne eigenes Büro dort. „Dass *Meduza* in Riga sitzt, schützt uns vor potenziellen Durchsuchungen und Verwüstungen der Redaktionsräume", erklärte Alexej Kowaljow, Leiter des Investigativressorts kürzlich.

Internationale soziale Medien und Plattformen wie *Telegram* und *YouTube* schienen lange Zeit entfernt genug vom Arm des russi-

Graffito an der Wand der NGO Memorial: "Ausländischer Agent ♥ USA" (2013)

schen Gesetzgebers. Sie gewannen schnell an Popularität und dienen als Sprachrohr für eine kritische russische Öffentlichkeit. Der Blogger Juri Dud etwa wurde mit Videos berühmt, in denen er frisch und frech prominente russische Persönlichkeiten interviewt. Millionenfach abgerufen sind auf *YouTube* aber auch seine kritischen Videoreportagen zu offiziell tabuisierten oder reglementierten Themen wie dem stalinschen Terror in Kolyma (mehr als 17,6 Millionen Aufrufe, Stand Oktober 2019).

Oppositionspolitiker Alexej Nawalny, von manchen als „Russlands bester Investigativjournalist, der gar kein Journalist ist", bezeichnet, veröffentlicht auf *YouTube* Recherchen seines Fonds für Korruptionsbekämpfung. 2017 deckte er unter anderem illegale Reichtümer von Ex-Präsident Dmitri Medwedew auf, was landesweite Massenproteste gegen Korruption auslöste.

KRITIK AN STAAT UND KIRCHE WERDEN BESTRAFT

Doch auch gegen diese Plattformen geht der russische Staat vermehrt vor – etwa, indem er ihre User*innen einschüchtert: 2017 wurden 411 Nutzer*innen strafrechtlich verfolgt – oft, weil sie Inhalte geteilt oder mit einem Like versehen hatten, die entweder die russische Ukraine- oder Syrienpolitik oder aber die orthodoxe Kirche kritisierten.

Unterdessen beschloss die Duma Ende November 2019 ein Gesetz, das für Internetkonzerne wie Facebook oder Twitter Strafen von bis zu 18 Millionen Rubel (rund 255000 Euro) vorsieht, sollten sie sich weigern, die Daten ihrer User*innen auf russischen Servern zu speichern. „Der nächste Schritt wird die Einführung hoher Bußgelder für andere ‚Verstöße' sein, etwa, wenn verbotene Informationen nicht entfernt oder Benutzerdaten nicht herausgegeben werden", befürchtet Damir Gainutdinow. Solche Strafen seien außerdem immer auch ein Signal an die Staatsführung, dass die bestehenden Mechanismen nicht ausreichten, um internationale Plattformen zu einer engen Zusammenarbeit zu verpflichten. „Deswegen gibt es jetzt das Gesetz über die Isolierung des RuNet", so Gainutdinow.

Dieses Gesetz trat am 1. November 2019 in Kraft. Im Frühjahr noch gingen Tausende landesweit dagegen auf die Straße. Offiziell heißt es, ein solches Gesetz sei nötig, um vor dem Hintergrund der US-Sanktionen eine Blockade des russischen Internets zu verhindern. Faktisch bringt es den Behörden zahlreiche neue Kontroll- und Sperrmöglichkeiten, etwa weil es Provider zur Kooperation mit dem Staat verpflichtet.

Die Menschenrechtsorganisation „Reporter ohne Grenzen", die jüngst einen Bericht zur Internetzensur veröffentlichte, beobachtet das Vorhaben entsprechend mit Sorge: „Da wird ganz klar eine Drohkulisse aufgebaut", betont die Pressereferentin Ulrike Gruska, „auch wenn noch nicht klar ist, ob sich die Pläne der Regierung technisch überhaupt umsetzen lassen." Unabhängige Medien und Journalist*innen in Russland sehen sich mit diesen Bedrohungsszenarien und Einschränkungen konfrontiert – und loten die Freiräume aus, die es gibt. Noch.

*TAMINA KUTSCHER ist Chefredakteurin von **dekoder.org**. Die Plattform schlägt eine Brücke zwischen russischer und deutscher Öffentlichkeit und erhielt 2016 den Grimme Online Award.*

IS IT A BOX?

Keine Palme, sondern ein als Palme getarnter Mast mit Mobilfunkantenne in Kairo. Auch das Handynetz ist Teil des – kabellosen – Internets.

EIN DEMOKRATISCHER RAUM

Mit seiner Videokolumne *La Pulla* feiert der kolumbianische Journalist Juan Carlos Rincón große Erfolge. Er sieht sich nicht als Aktivist, sondern als Verfechter der digitalen Alphabetisierung.

ANA LUISA GONZÁLEZ

Das Team von *La Pulla*: Juan Carlos Rincón (links), María Paulina Baena und Juan David Torres

Juan Carlos Rincón löschte seinen WhatsApp-Account, als er sich vor den Anfragen zahlreicher Journalist*innen und Student*innen – und Fans! – nicht mehr retten konnte. „Von zehn Menschen, die ihm schreiben, wollen elf mit ihm sprechen", erzählt seine Assistentin. Seit vier Jahren ist Rincón Leiter der Rubrik Opinión bei der ältesten Zeitung Kolumbiens – den *El Espectador* gibt es seit über 130 Jahren.

Rincón war überdies Mitbegründer mehrerer digitaler Projekte, unter anderem des YouTube-Kanals *La Pulla*, eines politischen Meinungsformats, das er mit vier anderen Journalist*innen betreibt. Das Interesse an „Der Stichelei", so die deutsche Übersetzung, war riesig: Mittlerweile haben über 830 000 Menschen den Kanal abonniert, die Downloads liegen bei mehr als 80 Millionen. Das Projekt ist ein journalistischer Erfolg, von dem auch der *El Espectador* profitierte. Es bescherte der Zeitung zahlreiche neue Leser*innen. *La Pulla* füllt in der Medienlandschaft des Landes eine Lücke – und wird vom Publikum gefeiert.

Für Rincón fiel der Erfolg von *La Pulla* mit einem politischen Aufbruch der neuen Generation zusammen. Nach acht Jahren unter dem ehemaligen Präsidenten Álvaro Uribe Vélez (2002 – 2010), der die Opposition kleinhielt und die freie Meinungsäußerung einschränkte, entstand das neue kollektive Gefühl, dass man in Kolumbien nunmehr nicht mehr mit leiser Stimme sprechen müsse. Auf *La Pulla* bricht sich diese neue Freiheit Bahn.

2016 erhielt das Team von *La Pulla* den Simón-Bolívar-Nationalpreis – den renommiertesten Journalistenpreis des Landes. Ausgezeichnet wurde ein Video, das sich für das Recht auf Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare einsetzt. Der Ruf der Kolumne geht weit über die Grenzen des Landes hinaus, und die Macher von *La Pulla* berichten über ihre Erfahrungen auf Fachtagungen in aller Welt.

Diejenigen, die ihn kennen, sagen, der 28-Jährige sei ein schüchterner Typ. Rincón selbst behauptet, keine „Sozialkompetenzen" zu besitzen. Doch wenn er auf der Bühne und vor der Kamera über *La Pulla* spricht, merkt man ihm das nicht an. Beim *El Espectador* ist er verantwortlich für die Meinungsstücke der Redakteur*innen und mehr als 100 Kolumnist*innen. Er unterrichtet Journalismus an der Pontificia Universidad Javeriana in Bogotá – und trifft sich mit Menschen, die ihm bei der Finanzierung von *La Pulla* helfen.

„Er arbeitet in einem anderen Tempo als wir alle", erzählt seine Assistentin. „Er hat Tausend Projekte gleichzeitig im Kopf." Seinen Erfolg verdankt er seiner Fähigkeit, komplexe Themen auf einfache Weise darzustellen. „Er erreicht die Öffentlichkeit, weil sie sich auf einen soliden und peniblen Journalismus verlassen kann: die gründliche Recherche und den Abgleich verschiedener Quellen", sagt sein Kollege Juan David Torres. „Darüber hinaus hat Rincón ein feines Gespür für die Interessen des Publikums."

Die Grundlagen des Handwerks lernte er während des Jurastudiums an der Universidad de los Andes – vor allem die Übersetzung komplexer Sachverhalte in eine allgemein verständliche Sprache. Vorbilder waren ihm zudem amerikanische Komiker*innen und Kommentator*innen wie Jon Stewart von „The Daily Show", Stephen Colbert, Jimmy Fallon, John Oliver, Samantha Bee oder Jimmy Kimmel. Er analysierte die Redekunst von Barack Obama und beschäftigte sich mit den Methoden von Stand-up-Künstler*innen.

Nach seinem Abschluss engagierte er sich für die Rechte der LGBTQ-Gemeinde und entschied sich schließlich für den Journalismus. Ein Aktivist möchte er aber nicht sein. „Ich bin Herausgeber und Journalist, der eine ethische Verantwortung trägt", sagt er von sich selbst. „Und um etwas zu beurteilen, muss ich eine gewisse Distanz haben." Mit Projekten wie *La Pulla* und anderen digitalen Formaten will Rincón die „digitale Alphabetisierung" beschleunigen. Das hat für ihn nicht nur eine pädagogische Dimension, vielmehr strebt er danach, „das Internet als demokratischen Raum wiederherzustellen".

Vor dem Hintergrund einer tiefen politischen Polarisierung in Kolumbien sieht sich Rincón eher dazu berufen, den Dialog zu fördern, denn unterschiedliche Meinungen in Einklang zu bringen. Er selbst behauptet, dass die Beiträge von *La Pulla* „nicht darauf abzielen, gegensätzliche Positionen zusammenzubringen, sondern eine Debatte über Ideen anzustoßen". Dabei stellen er und sein Team immer wieder die Frage, wie sich die Glaubwürdigkeit der Medien wiederherstellen lässt. Rincon ist überzeugt: „Wenn es darum geht, zerstörtes Vertrauen wieder herzustellen, muss die freie Meinungsäußerung an erster Stelle stehen."

ANA LUISA GONZÁLEZ arbeitet in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá als Journalistin für verschiedene Medien des Landes. JUAN CARLOS RINCÓN sprach im Juni 2019 im Rahmen des Kultursymposiums Weimar des Goethe-Instituts über „Politik für Digital Natives. Neue Formate der politischen Bildung".

LA PULLA

Der Videokanal La Pulla *findet sich auf YouTube und richtet sich vor allem an junge Leute. In kritischer, auch satirischer Art und Weise nimmt sich die Moderatorin María Paulina Baena aktueller politischer Themen an. La Pulla gehört mittlerweile zu den angesehensten, weil verlässlichsten Quellen politischer Meinung und Analyse des Landes und wurde mit dem Simón-Bolívar-Nationalpreis ausgezeichnet. La Pulla verortet sich politisch links: „Wir stehen immer auf einer Seite – aber nicht, weil wir wollen, dass die Leute so denken wie wir", sagt Baena, „sondern weil wir Debatten anregen wollen."*

I THINK I SAW HER BLINK

Dieses Bild stammt aus meiner Fotoserie „I think I saw her blink“, die von einer Professorin aus Singapur erzählt, die eine Roboterkopie von sich selbst erschuf.

Bei dem schwarzen Quadrat, das mich an den bekannten schwarzen Monolithen aus Stanley Kubricks Sciencefiction-Klassiker „2001: Odyssee im Weltraum“ erinnerte, handelt es sich um einen Schacht innerhalb eines künstlich angelegten Seerosenteiches.

Infolge einer speziellen Aufnahmetechnik entsteht eine Unklarheit, denn Betrachtende wissen nicht, ob es sich um ein Loch oder eine Fläche handelt.

Solche Irritationen und Anspielungen auf fiktionale Werke finden sich auf allen Bildern meiner Fotoserie.

Sie beziehen sich stets auf die Grundfrage, inwiefern aufgrund einer zukünftigen Ununterscheidbarkeit von Simulation und Realität eine neue Form von Wirklichkeit entsteht.

juliasteinigeweg.de/work/ithinkisawherblink/

*Die Fotokünstlerin **Julia Steinigeweg** lebt und arbeitet in Hamburg und Berlin. Sie interessiert sich für das alltägliche Zusammenleben von Menschen und inwiefern unsere heutige Lebensweise sich von der in der (nahen) Zukunft unterscheiden wird. Für ihre Arbeit fotografiert sie technische Neuerungen, deren dauerhafte Nutzung unsere Sinne modifiziert und unser zwischenmenschliches Verhalten beeinflusst. Im Sommer 2019 nahm sie am Kultursymposium Weimar des Goethe-Instituts teil.*

Router in der Wohnung von Heinrich Holtgreve in Kairo

holtgreve.org

Goethe-Institut e. V.
Zentrale
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
www.goethe.de

Diese Beilage wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung folgender Unternehmen aus dem Wirtschaftsbeirat des Goethe-Instituts:

BERTELSMANN

holtzbrinck Publishing Group

Stiftung Vera und Volker Doppelfeld

WÜRTH

IMPRESSUM

Herausgeber:
Goethe-Institut e. V.
Oskar-von-Miller-Ring 18
80333 München
Tel. +49 89 15 921 0
www.goethe.de

Präsident:
Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann

Vorstand:
Johannes Ebert
(Generalsekretär),
Rainer Pollack
(Kaufmännischer Direktor)

Redaktion:
Dr. Jessica Kraatz Magri (V. i. S. d. P.),
Dr. Alexander Behrmann, Tatjana Brode,
Jörn Müller

© 2019, Goethe-Institut
Nachdrucke, auch auszugsweise,
nicht gestattet.

Verlag:
TEMPUS CORPORATE GmbH –
Ein Unternehmen des ZEIT Verlags
Alt-Moabit 94, 10559 Berlin
Tel. +49 30 59 00 48 411

Geschäftsführung: Jan Hawerkamp,
Dr. Mark Schiffhauer
Projektleitung: Dr. Joachim Schüring
Art-Direktion: Christopher Delaney,
Jessica Sturm-Stammberger
Bildredaktion: Kathrin Tschirner
Lektorat: Dr. Katrin Weiden

Herstellung: Dirk Woschei
Druck: Bechtle Verlag & Druck,
Esslingen
Erscheinungsdatum: 16.1.2020
Bildnachweise: Titel: Art Directors &
TRIP/Alamy Stock Foto; S. 2, 9, 15, 19,
24: Heinrich Holtgreve; S. 3: Martin
Ebert, Louisa Marie Summer; S. 6: John
Moore/Getty Images; S. 11: Habib
M'henni/Wikimedia Commons/CC BY 4.0;
S. 13: Jennifer Lyn Morone; S. 17:
Mladen Antonov/AFP/Getty Images;
S. 18: Kirill Kudryavtsev/AFP/Getty
Images; S. 21: CROMOS Magazine/Daniel
Alvarez; S. 22: Thomas Wolff; S. 22, 23:
Julia Steinigeweg

FSC www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C022185